

KAPITEL I: DEZENTRIERUNG DES SUBJEKTES

In diesem ersten Kapitel sollen, ehe Halls identitätspolitische Position zum Gegenstand wird, einige grundlegende Voraussetzungen geschaffen werden. Dafür gehe ich zunächst einen Schritt „vor“ die Identität zurück. Mit „Identität“ soll hier zur Orientierung zunächst einmal eine nähere Bestimmung des Subjektes gemeint sein. Während ich unter „Subjekt“ erkenntnistheoretische Grundlagen behandle, beziehe ich mich bei „Identität“ mehr auf soziokulturelle Bestimmtheiten des „Ichs“. Zunächst geht es hier also um den ersten Teil der von mir so genannten „Dezentrierten Positionierung“, um das Subjekt, dem sein „Wesen“ und damit sein Zentrum genommen wird.

1. Erste Dezentrierungen

Anfang der 1990er Jahre veröffentlicht Stuart Hall eine Reihe von Aufsätzen, in denen er die Dekonstruktion des souveränen Subjektes der Moderne darlegt.⁵ Zu diesem Zweck beruft er sich auf verschiedene erkenntnistheoretische Umwälzungen, die von der Mitte des 19. Jahrhunderts an einsetzen.

Als Kontrastfolie für die „De-Zentrierungsthese“ verwendet Hall eine kurSORISCHE Darstellung der westlichen Geistesgeschichte. Der Humanismus der Renaissance habe den Menschen in den Mittelpunkt des Universums gerückt, und das cartesianische Subjekt mit seinen rationalen Fähigkeiten wird Zentrum des Geistes. Die Aufklärung mit der Betonung von Vernunft und Verstand befördert weiter das Selbstbewusstsein. Die Moderne ist von der Individualisierung des Menschen geprägt in dem doppelten Sinne, als das Individuum die kleinste, nicht weiter teilbare Einheit darstellt und immer unterscheidbar und einzigartig ist (vgl. Hall 1994d: 188). Wenn Hall auch hervorhebt, dass eine solch verkürzte und vereinfachte Darstellung den sich im Laufe von Jahrhunderten verändernden Vorstellungen kaum gerecht werden könne (vgl. Hall 1994d:

5 Siehe „Die Frage der kulturellen Identität“ (1992); „Alte und neue Identitäten“ (1991); „Ethnizität: Identität und Differenz“ (1989).

187), so resümiert er doch, dass „[d]ie Geschichte der westlichen Philosophie zu einem erheblichen Teil aus Betrachtungen und Vervollkommenungen dieser Konzeption des Subjektes, seiner Macht und seinen Fähigkeiten [besteht]“ (Hall 1994d: 188f).⁶ Auch seit dem 19. Jahrhundert aufkommende soziologische Konzeptionen, die den „rationalen Individualismus des cartesianischen Subjektes“ kritisieren, hätten in der fortbestehenden Dichotomie von Individuum und Gesellschaft „einiges von Descartes‘ Dualismus bewahrt“ (Hall 1994d: 192). Die Vorstellung des modernen Subjektes, wie sie Hall auch im heutigen psychologischen Diskurs wiederfindet (vgl. Hall 1994b: 67), ist zudem durch ihre Räumlichkeit charakterisiert: Wenngleich der Mensch äußerlich wandelbar „erscheint“ und unterschiedliche Seiten zeigt oder Rollen spielt, so bleibt doch im Inneren ein „wahres Ich“ verborgen, das Authentizität garantiert. Dieses Ich entwickelt und entfaltet sich dieser Konzeption zufolge kontinuierlich auf ein nie erreichbares, aber immer angestrebtes Ziel hin (vgl. ebd.). Hall formuliert in unkonventioneller Weise sehr anschaulich, wie diese Denkweise und damit das Welt- und Selbstbild des Menschen seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts – mit dem Modernismus⁷ oder der Spätmoderne – in Frage gestellt werden:

„Gegenüber dem Versprechen der Modernität von der großen Zukunft: ‚Ich bin, ich bin der westliche Mensch, also weiß ich alles. Alles beginnt mit mir‘, sagt der Modernismus: ‚Immer langsam. Was ist mit der Vergangenheit? Was ist mit den Sprachen, die du sprichst? Was ist mit dem unbewussten Leben, über das du nichts weißt? Was ist mit all den anderen Dingen, die dich sprechen?‘“ (Hall 1999: 86)

-
- 6 Peter V. Zima macht eine entgegengesetzte These stark, indem er in seiner *Theorie des Subjekts* darauf hinweist, dass vielmehr schon in den „großen metaphysischen Systemen der Moderne“ bei Descartes, Kant, Fichte und Hegel das Subjekt in einer Wechselbeziehung steht: „[D]ie Vorstellung von der individuellen Subjektivität als einem unumstößlichen Fundament der Erkenntnis [wird] stets, wenngleich unauffällig, vom Gedanken der Unterwerfung unter eine äußere Macht oder einen inneren Zwang begleitet [...]. Die Autonomie des individuellen Subjekts wird immer wieder durch Heteronomie, Unterwerfung und Entzag erkauft“ (Zima 2000: 91).
- 7 In der hier zitierten deutschen Übersetzung steht Modernität für *modernity* und Modernismus für *modernism*. Im übrigen verwende ich in diesem Text die im Deutschen gebräuchlicheren Ausdrücke Moderne (statt *modernity*; für die Epoche seit der „Entdeckung“ der „Neuen Welt“ über mehrere Jahrhunderte bis möglicherweise heute) und Spätmoderne (statt *modernism*; um Gegenwärtigkeit und einen durch Weltkriege zweifelhaft gewordenen Fortschrittsglauben, „die Moderne als Ärgernis“ (Hall 1994b: 68), auszudrücken).

Diese vier knappen Fragen, die Hall aufwirft, sollen nun im Folgenden ausführlicher erläutert werden. Hall spricht von verschiedenen Dezentrierungen des modernen Subjektes, die er mit vier prominenten Namen versieht und markiert: Marx, Freud, Saussure und Foucault.⁸

Mit Marx' historischem Materialismus und seiner einer dialektischen Logik gemäß fortschreitenden Geschichte, innerhalb derer sich verschiedene Klassen in der Vorherrschaft abwechseln, erfährt die oben geschilderte Vorstellung vom menschlichen Subjekt als Zentrum eine erste Irritation, die erste Dezentrierung. Mit Halls Worten: „Denn Marx spricht davon, dass Menschen die Geschichte machen [...], aber unter Bedingungen, auf die sie keinen Einfluss haben“ (1994b: 68). Bei Marx sind die entscheidenden Bedingungen, die für historischen Wandel oder Fortschritt sorgen, die Produktionsverhältnisse, also das Zusammenspiel von Kapital und Arbeit. Für den Fortschritt spielt der menschliche Wille eine untergeordnete Rolle, Fortschritt ist vielmehr ein „blinder Prozess“. Die „heldenhaften Taten großer Männer“, die eine traditionelle Geschichtsschreibung zelebriert(e), erscheinen in diesem Kontext als Wirkungen ihrer Umstände. Auch bahnbrechende Erfindungen verdanken sich nicht genialen Geistesblitzen Einzelner, sondern erscheinen als notwendig gewordene Reaktionen auf die Bedürfnisse einer fortschreitenden Industrialisierung und damit einhergehender gesellschaftlicher Veränderungen. Geschichte erscheint so nicht mehr als erfolgreich erbrachte Leistung der Menschheit, sondern als Prozess mit Eigendynamik, der den Menschen ihre Position auf der Seite des Kapitals oder der Arbeit zuweist. Mit Marx wendet sich die Geschichtsauffassung weg von der Hervorhebung des handelnden Menschen zu einer Betonung von Strukturen und Entwicklungsprozessen.

Die Psychoanalyse Sigmund Freuds dezentriert, so Hall, ein weiteres Mal. Auf lapidare Weise formuliert Hall an anderer Stelle: „Wenn uns Marx von der Vergangenheit verdrängt hat, so hat uns Freud von unten her verdrängt“ (Hall 1999: 85). Die wichtigste Triebkraft des Menschen

8 Ohne dass Hall ausdrücklich darauf hinweist, wiederholt er dabei Gedankengänge Michel Foucaults und entwickelt diese weiter. Es war wohl Foucault, der zuerst die gleichen Namen (außerdem Nietzsche) aus der Geistesgeschichte herausgriff und das Zusammenwirken von Historischem Materialismus, Psychoanalyse und Linguistik hinsichtlich der Infragestellung der „Souveränität des Bewusstseins“ und der „Stifterfunktion des Subjekts“ beschrieb (Foucault 1981: 23, vgl. auch S.24). Nietzsches Dekonstruktion des Wahrheitsbegriffes wird von Foucault weitergeführt (vgl. Hall 1999: 86f).

scheint nun nicht mehr sein „freier Wille“ zu sein, sondern die im Unbewussten sitzenden Lüste, das Begehen und das Verlangen nach Macht. Dieses Unbewusste ist ein unüberschaubarer Kontinent, auf den zuweilen stellenweise Licht fallen kann, der aber im Ganzen im Verborgenen bleibt, nicht zu kartografieren, geschweige denn zu beherrschen ist. Das Subjekt ist nicht „Herr“ im eigenen Haus (vgl. Hall 1994b: 68). Freuds Konzept des Unbewussten macht die Vorstellung der Möglichkeit (vollständiger) Selbsterkenntnis des Menschen, wie sie bis dahin vorherrscht, zunichte, denn die Existenz eines solchen nicht dem Willen gehorchenden Bereichs der Psyche „destabilisiert die Vorstellung vom Selbst, von Identität, als einer gänzlich selbst-reflektierenden Einheit“ (Hall 1999: 85). Freud selbst bezeichnete die Psychoanalyse als „die dritte und empfindlichste Kränkung“ der „menschliche[n] Größensucht“ (Freud 1969: 284). Die beiden anderen Kränkungen sieht er in der Kritik des geozentrischen Weltbildes durch Kopernikus und der Kritik der biblischen Schöpfungslehre durch Darwin (ebd.).

Ebenfalls zu Beginn des 20. Jahrhunderts beginnt in der Sprachwissenschaft ein bedeutsames Umdenken, dessen weitreichende Folgen jedoch erst später als Freuds Werk sichtbar werden sollten. Der *linguistic turn* in der Philosophie ist letztlich zurückzuführen auf die Überlegungen des Sprachwissenschaftlers Ferdinand de Saussure. Ihm zufolge ist das sprachliche Zeichen arbiträr, d.h. willkürlich. Es steht in keiner logischen oder natürlichen Beziehung zum Bezeichneten; seine Bedeutung ergibt sich vielmehr nur durch die Unterschiede zu anderen sprachlichen Zeichen. Hall vollzieht dies am Beispiel der Wörter „Tag“ und „Nacht“ nach (1994d: 196). In Wirklichkeit sind Tag und Nacht nicht so sprichwörtlich „unterschiedlich wie Tag und Nacht“, sondern gehen unmerklich ineinander über. Dies bedeutet insofern eine weitere Dezentrierung des Subjektes, als es sich nicht mehr sicher sein kann, „das zu sagen, was es meint.“ In diesem Konzept gibt es keine eindeutige Beziehung zwischen der Sprache und den Dingen, zwischen Zeichen und Bezeichnetem. Dies stellt in gewisser Weise die Möglichkeit in Frage, durch Sprache die Welt eindeutig zu erfassen. Dadurch wird eine frühere Vorstellung abgelöst, der gemäß den Dingen ihre Bezeichnungen wie Namen zugeordnet sind, die man nur „herauszufinden“ braucht.

Saussure ist als erstem die Beobachtung zu verdanken, dass der oder die einzelne SprecherIn die Sprache ebenso wenig beherrscht wie das Unbewusste; wir können die Sprache nicht nach unserem „freien Willen“ gestalten, niemals genau das zum Ausdruck bringen, was wir (zu meinen) meinen, geschweige denn sicher sein, auch so verstanden zu werden: „Any statement which has a meaning for another human being is

[...] grounded in more than what it says – its excess – but is also less than what you want it to say; it is the result of arbitrary closure. It is not a completely full, self-present statement [...]” (Hall/Maharaj 2001: 43). Sprechende sind auf den sie (und ihre Worte) umgebenden Kontext angewiesen, um etwas Sinnvolles zu sagen. Sie müssen immer an etwas bereits zuvor Gesagtes anknüpfen, und haben nie den Überblick geschweige denn die Kontrolle darüber, was ihr Gesagtes letztendlich genau bedeutet. Hall weist mit Saussure darauf hin, dass die Sprache dem einzelnen individuellen Sprecher gegenüber immer vorgängig ist. „Um Bedeutungen zu produzieren, können wir die Sprache nur benutzen, indem wir uns nach den Regeln der Sprache und den Bedeutungen unserer Kultur positionieren. Sprache ist ein gesellschaftliches, kein individuelles Phänomen“ (Hall 1994d: 196).

In Foucaults Werk sieht Hall die vierte große Dezentrierung (Hall 1994d: 197f). Er stellt Foucaults Disziplinarmacht dar, die vorherrschende Form gesellschaftlicher Machtausübung, die sich seit dem 18. Jahrhundert entwickelt und zunehmend verfeinert (Foucault 1983: 110). Diese Macht greift nicht erst durch Sanktionen in das Leben der Menschen ein, wenn diese gegen aufgestellte Regeln verstößen, sondern wirkt umfassender und zugleich subtiler durch Normalisierung. Der/die Einzelne wird von Geburt an erfasst, überwacht, verwaltet, beurteilt und in vorbereitete Bahnen gelenkt. In den neuen Institutionen – „Betrieben, Kasernen, Schulen, Gefängnissen, Heimen und Kliniken“ (Foucault 1969, 1973, 1976; zitiert nach Hall 1994d: 197) – und durch weitere bürokratische Institutionen wie das Gesundheitswesen werden Menschen zu „Subjekten“ (lat. *subjectum*; das Unterworfenen). Meines Erachtens geht Hall in seinem Foucaultreferat nicht weit genug, um verständlich zu machen, weshalb es sich bei dieser Individualisierung und Fixierung um eine Dezentrierung handelt. Für den Fortgang der vorliegenden Untersuchung ist folgende Verschiebung wichtig: Das Subjekt ist nicht mehr das Vorgängige, von dem aus das Denken und Handeln seinen Ausgang nimmt, sondern es sind immer schon vorher Diskurse da, die das Subjekt in einem Subjektivierungsprozess erst erzeugen. Um dies noch deutlicher zumachen, spricht Foucault von einer Subjektivierung, einem niemals fertigen Erzeugnis, das stetigem Wandel und Formung unterworfen ist. Der entscheidende Punkt ist, dass Foucault die Vorgängigkeit und Ursprünglichkeit des Subjektes verwirft. Subjektivierungen entstehen erst durch die Einwirkungen der Macht des Disziplinarregimes: „Ein ungeheures Werk, zu dem das Abendland Generationen gebeugt hat, während andere Formen von Arbeit die Akkumulation des Kapitals bewerk-

stelligen: Die Subjektivierung des Menschen, das heißt ihre Konstituierung als Untertanen/Subjekte“ (Foucault 1983: 78). Die Konnotation des Subjektbegriffes verschiebt sich also vom *agens* von Handlungen zu dem des Ergebnisses von Formierungen durch den Diskurs. Der Begriff des Diskurses bedeutet bei Foucault eine durch Regelmäßigkeit in der Verstreutung gekennzeichnete Menge von Aussagen (vgl. Foucault 1981: 58), die zu einem bestimmten Zeitpunkt die gültige Wahrheit darstellen. Ein solches Wahrheitsregime ist nicht vollständig konsistent, sondern lässt auch Widersprüchlichkeiten zu. Der Diskurs grenzt jedoch das Feld der möglichen Aussagen ein, nicht im Sinne grammatischer Richtigkeit, sondern in dem Sinne, dass eine neue Aussage immer Bezug auf die bereits bestehenden nehmen muss, um Beachtung zu finden. Wahrheit ist, so gesehen, immer ein veränderlicher Effekt des zu einem bestimmten Zeitpunkt Sagbaren. Ihre Gültigkeit ist abhängig von den Regeln des Diskurses (vgl. Jäger 2001: 131f). Die bestehende diskursive Formation bestimmt „was gesagt werden kann und muss“ (Hall 1996: 7). Andernfalls landet eine Aussage im Bereich des verworfenen diskursiven Außen, in dem keine Subjektpositionen mehr möglich sind. Ebenso wie die Autonomie des Subjektes erfährt also durch Foucault der Stellenwert von Wahrheit eine Infragestellung: Sie ist nicht mehr die unabhängige und objektive Größe, die als Maßstab fungieren kann, sondern ein diskursiver Effekt und abhängig von den den Diskurs bestimgenden Machtverhältnissen.

Stuart Hall hat sich Foucaults zentrale Konzeption des Diskurses, der Macht und der Disziplinarregime tiefgreifend zu eigen gemacht. Foucaults Subjektbegriff betreffend schließt er sich jedoch kritischen Positionen an, die Foucault einen zu weit gehenden Formalismus vorwerfen. Insbesondere bevor Foucault in *Der Wille zum Wissen* (frz. Orig. 1976) seinen archäologischen Betrachtungen die genealogische Komponente hinzufügt, nämlich den Diskursen die energetische Kraft der Macht zur Seite stellt, bleibt für Hall die Frage vernachlässigt, wie es kommt, dass Individuen die durch die Diskurse für sie vorgesehenen Subjektpositionen einnehmen. Bei Foucault scheinen sie sich völlig unproblematisch in sie einzufügen. Hall kritisiert:

„[Foucault is] revealing little about why it is that certain individuals occupy some subject positions rather than others. By neglecting to analyse how the social positions of individuals interact with the construction of certain ‚empty‘ discursive subject positions, Foucault reinscribes an antinomy between subject positions and individuals who occupy them. Thus his archaeology provides a critical, but one-dimensional formal account of the subject of discourse. Discursive subject positions become *a priori* categories which individuals seem to occupy in an unproblematic fashion.“ (Hall 1996: 10)

Mit der Einführung der Macht in *Der Wille zum Wissen* räumt Foucault gleichzeitig dem Widerstand gegen sie Raum ein. Hall beanstandet jedoch, dass immer noch die Frage offen bleibt, woher der Widerstand kommt und was ihn ermöglicht. Er ist in Foucaults Konzeption ein integraler Bestandteil des Machtgefüges, mit diesem aufs Engste verwoben und sie sogar bedingend:

„Wo es Macht gibt, gibt es Widerstand. Und doch oder gerade deswegen liegt der Widerstand niemals außerhalb der Macht. [...] [Die] Machtverhältnisse können nur Kraft einer Vielfalt von Widerstandspunkten existieren. [...] Die Widerstände röhren nicht von irgendwelchen ganz anderen Prinzipien her, aber ebenso wenig sind sie bloß trügerische Hoffnung und notwendig gebrochenes Versprechen. Sie sind in den Machtbeziehungen die andere Seite, das nicht wegzudenkende Gegenüber.“ (Foucault 1983: 116f)

Und in der Tat kommt dieser Widerstand, ebenso wie die Macht oder die Wahrheit, ohne ein vordiskursives Subjekt aus, das Individuum scheint von ihm, wenn man so möchte, scheinbar zufällig gestreift zu werden, Widerstände „stecken bestimmte Stellen des Körpers, bestimmte Augenblicke des Lebens, bestimmte Typen des Verhaltens an“ (ebd.), sie „durchkreuzen, zerschneiden und gestalten die Individuen um“ und „stecken in ihrem Körper und ihrer Seele abgeschlossene Bezirke ab“ (Foucault 1983: 117). Mehr Hinweise als diese Konstatierungen liefert Foucault nicht, die Frage, warum oder wie es zu Widerstand an einer bestimmten Stelle des Diskurs- und Machtgefüges kommt oder nicht, bleibt auch weiterhin offen (vgl. Hall 1996: 12).

Hall erklärt, dass es bei Foucault keinen Bereich im Inneren der Individuen geben könne, in dem etwas Widerständiges zu verorten sei. Diese Möglichkeit hatte Foucault durch seine negative Auslegung der Psychoanalyse bereits früh verworfen (vgl. Hall 1996: 10). Mit anderen Worten, er *wollte* diese Möglichkeit kategorisch nicht in Betracht ziehen. Auch in seinem Spätwerk (*Der Gebrauch der Lüste* und *Die Sorge um sich*), so Hall, bleibe Foucaults Denken an der Oberfläche des Subjektes, wenn er auch die Existenz einer „inneren Landschaft“ zum ersten Mal erwähne (vgl. Hall 1996: 13). Hier werden gewisse Anpassungsleistungen des Individuums beschrieben, die es erbringen muss, *Technologien des Selbst*, mit deren Hilfe Individuen ihre Existenz als Subjekt des Diskurses „ästhetisch“ ausgestalten. Hall beschreibt, wie Foucault „(...) tacitly recognizes that it is not enough for the Law to summon, discipline, produce and regulate, but there must also be the corresponding production of a response (and thus the capacity and apparatus of subjectivity) from the side of the subject“ (Hall 1996: 12). Foucault kommt auch hierbei ohne

eine Vorstellung von Intentionalität oder Handlungsfähigkeit bzw. -macht (*agency*) aus. Für Hall bleibt bei Foucault eine Lücke, die zu schließen er für notwendig erachtet, da genau an dieser Stelle sich die Frage der Identität anschließt.

„The question which remains is [...] what the mechanisms are by which individuals as subjects identify (or not identify) with the ‚positions‘ to which they are summoned; as well as how they fashion, stylise, produce and ‚perform‘ these positions, and why they never do so completely, for once and all time, and some never do, or are in a constant, agonistic process of struggling with, resisting, negotiating and accommodating the normative or regulative rules with which they confront or regulate themselves.“ (Hall 1996: 14)

Im zweiten Kapitel wird dieser Punkt wieder aufgegriffen werden.

Auf eine weitere, fünfte Dezentrierung in Halls Reihe weisen schon einige oben verwendete Formulierungen hin: Im Zusammenhang mit der veränderten Vorstellung von Geschichtlichkeit wurden die großen *Männer* erwähnt, und bei der „Entdeckung“ des Unbewussten war die Rede vom Subjekt, das nicht *Herr* im eigenen Haus ist. Diese bis heute gängigen Redewendungen zeugen von einer männlichen Dominanz, die über Sprache unser Bewusstsein und unsere Wahrnehmung prägt. Die abendländische Philosophie wies zwar stets das Subjekt als ein universelles, geschlechtsneutrales aus, stillschweigend war die Perspektive jedoch immer eine androzentrische (vgl. Lutz/Wenning 2001: 13). Mit diesem Hinweis kritisiert feministische Kritik diese vermeintliche Universalität als einen allenfalls gutgemeinten, aber nicht eingelösten Anspruch. Hall hebt in seiner Würdigung des Feminismus die politisch-praktische Seite feministischer Bewegungen hervor und bezeichnet diese zusammen mit den anderen großen sozialen Bewegungen⁹ der 60er Jahre als die „Waserscheide der Spätmoderne“ und als „die historische Stunde dessen, was später Identitätspolitik genannt werden sollte“ (Hall 1994d: 198). Die zweite Frauenbewegung stellt in den 70er Jahren die scheinbar natürlich gegebene Trennung der Geschlechter und die aus dieser selbstverständlich gefolgte soziale Aufgabenzuweisung in Frage. Mit dem Slogan *Das Private ist politisch!* fordern Feministinnen das bürgerlich-liberale Leitbild der Trennung von Öffentlichkeit und Privatsphäre heraus. Die Schwulen- und Lesbenbewegung kritisiert die normative Zwangsheterosexualität, und Trans- und Intersexuelle stellen die Dichotomisierung von Geschlechtlichkeit und Sexualität in Frage.

9 Er zählt die Studenten-, Friedens-, Bürgerrechtsbewegung, jugendliche Ge- genkulturen und die revolutionären Bewegungen der ‚Dritten Welt‘ auf (Hall 1994d: 198).

Spätestens mit dem Feminismus, so legen es Halls Darstellungen nahe, beginnen sich die spätmodernen Dezentrierungen auch gegenseitig in Frage zu stellen. Der Feminismus sei in der (marxistischen) Linken die maßgebliche Kraft gewesen, die für eine Überwindung des ökonomischen Reduktionismus gesorgt habe. Laut Hall habe der Feminismus maßgeblich zur „Anerkennung der erweiterten kulturellen und subjektiven Grundlage, auf der jeder Sozialismus des einundzwanzigsten Jahrhunderts stehen muss“, beigetragen (Hall 2000f: 94). Auch „linkes“ Denken und Politik habe sich durch diesen Anstoß damit auseinandersetzen müssen, dass soziale Praxis durch geschlechtliche Identitäten mitstrukturiert wird und Herrschaft und Unterdrückung im Zusammenhang mit männlicher Dominanz zu sehen sind (vgl. Hall 2000f: 95). „[E]s [sind] selbst innerhalb der Linken meist Männer, die die Kategorien liefern, in denen alle die Dinge erfahren. Männer haben das Gespenst der ‚Wiederkehr‘ der subjektiven Dimension immer als zutiefst beunruhigend empfunden“ (Hall 2000f: 83).

Nach dieser Darstellung von fünf Dezentrierungen kann zusammenfassend festgestellt werden, dass das moderne Subjekt, das die Blankovorlage für den universellen Menschen in seiner reinen Wesenheit darstellen sollte, ein sehr spezifisches war (oder ist) – es scheint beinahe personale Gestalt anzunehmen, in der diejenigen sichtbar werden, die die realen individuellen Sprecher im philosophischen Diskurs der letzten Jahrhunderte waren: nämlich eine bürgerliche, männliche und ob ihrer Ausdrucks- und Handlungsfähigkeit etwas zu selbstsichere, unkritische Gestalt. Hinzu kommt noch eine weitere Einschränkung der vermeintlichen Universalität des Subjektes, denn es entpuppt sich als westlich und weiß. Dieser (vorläufig) letzten großen Dezentrierung des Subjektes in der Spätmoderne muss besondere Beachtung geschenkt werden, da Hall nun nicht mehr lediglich auf die Leistungen anderer DenkerInnen verweist, sondern selbst zu den prominentesten Vertretern der postkolonialen Theorie gehört.

2. Postkolonialismus – Dezentrierung des westlichen Blicks

Im Folgenden soll dargestellt werden, was postkoloniale Theorie in Halls Verständnis ausmacht, worin ihr Erkenntnisgewinn und nicht zuletzt ihr Nutzen für politisches Handeln besteht. Zunächst wird gefragt, ob es bestimmte postkoloniale Gesellschaften mit distinkten Merkmalen gibt.

Dann kann „Postkolonialismus“ auch als zeitlich periodisierender Begriff verstanden werden, und schließlich als epistemologische Verschiebung.

2.1 Koloniale und postkoloniale Gesellschaften

Die Zeit der Kolonisation weiter Teile des Erdballs durch einige wenige Kolonialmächte trug in großem Ausmaß zur wirtschaftlichen und kulturellen Entwicklung dieser europäischen Nationen bei. Diese Tatsache war und ist bis heute in den kollektiven Gedächtnissen der europäischen Nationen weitestgehend unhinterfragt und unreflektiert geblieben. Die Kolonialherrenzeit wird erinnert als historische Phase, in der „der Westen“ den „primitiven, wilden, kulturell wie wirtschaftlich in der Entwicklung rückständigen“ Völkern die Zivilisation näherbrachte. Dies war die ehrenvolle Pflicht des weißen Mannes – und der weißen Frau,¹⁰ in Rudyard Kiplings Worten *the white man's burden* (Arendt 1996: 441). Die Europäer sahen sich selbst als die Beeinflussenden mit – im weiteren wie engeren Sinne – missionarischem Auftrag, nicht aber gleichzeitig als Beeinflusste. Die ökonomischen Interessen, die Ausbeutung, Versklavung und Vernichtung ganzer Bevölkerungen wurden vor der eigenen Gesellschaft mit dem erzieherischen Auftrag gegenüber diesen „Menschen, die [...] *in statu pupillari*¹¹ sind“ (Cromer, zitiert nach Said 1981: 46) gerechtfertigt. Dass der europäische Einfluss auf die Kolonialisierten auch in der Unterdrückung einer alternativen, selbstbestimmten Entwicklung bestand, trat dabei in den Hintergrund. Diese einseitige Perspektive zieht sich kontinuierlich bis in den heutigen öffentlichen wie wissenschaftlichen Diskurs hinein. Der Kolonialismus ist in dieser dominanten Betrachtungsweise eine von Europäern außerhalb Europas vollbrachte „Leistung“. So erläutert etwa der niederländische Historiker Friso Wielenga auf einer Tagung über postkoloniale Erinnerungskultur

10 Connell (1995: 31) beschreibt insbesondere die Eroberungsphase der Kolonialisierung als genuin männliches Projekt, sogar als paradigmatisch und prägend für das moderne Bild von Männlichkeit. In der ersten Phase waren die weißen Männer also zumeist „allein“ unterwegs, in der Phase der systematischen Besiedlung wurden allerdings weiße Frauen organisiert aus den „Mutterländern“ nachgeholt, dies geschah bewusst „zum Erhalt der Rasse“. Schwarze feministische Kritik (vor allem in den USA) machte darauf aufmerksam, dass weiße Frauen zu den (Mit-)Täterinnen des Kolonialismus gehörten und von ihm profitierten (vgl. Lutz 1994: 142).

11 *in statu pupillari* = im Zustand der Unmündigkeit

dem vornehmlich deutschen Publikum das bis heute vorherrschende Selbstbild der Niederländer:

„[F]ür die Niederländer [ist] es tatsächlich ziemlich schlimm, abzusinken auf den Rang von Dänemark. Wir sind – darüber müssen Sie sich wirklich im Klaren sein – wir sind kein kleines Land, und wenn Sie meinen, dass wir es sind, dann machen Sie einen Fehler. Weshalb sage ich das? Weil das immer sehr stark mit der Erinnerungskultur, wenn es um Indonesien geht, verbunden ist. Denn tatsächlich, [...] ,Da haben wir etwas Großes errichtet‘ – das war die Lösung, die auch immer zu hören und auch zu lesen war, [sie] ist nie ganz weggegangen, ist nie ganz verschwunden, und deswegen hat dieser ‚verhinderte Großmachtstatus‘ und das Ende davon auch sicherlich viel mit dem Erinnern in diesem Zusammenhang zu tun.“ (Wielenga 2004 o.S.)

Die eigene Gesellschaft hier in Europa, sei es die niederländische, britische oder die einer der anderen Kolonialmächte, hatte mit dem Projekt „Kolonialismus“ scheinbar nichts zu tun, sie stand „außerhalb dieses Prozesses“ (Hall 2001b: 11). Der Wohlstand in den „Mutterländern“ schien wie aus dem Nichts zu entstehen. Wie sehr die europäischen, „westlichen“ Kulturen dabei auch selbst ihr Gesicht veränderten, ja zum Teil erst durch die imaginierte Kontrastfolie des „Restes“ ihre Form als „Zivilisation“ erkennen konnten, bleibt in dieser eurozentrischen Perspektive unterbelichtet, die im wissenschaftlichen Diskurs wohl ihren Ausgangspunkt nimmt und dort kulminiert. Die Vertreter des Postkolonialismus treten nun in eben diesen Diskurs ein und bemühen sich um einen Perspektivwechsel.

„Tatsächlich bestand eine der wichtigsten Leistungen des Begriffs ‚Postkolonialismus‘ darin, unsere Aufmerksamkeit auf die vielen Phänomene zu lenken, bei denen sich die Kolonisation keineswegs nur außerhalb der Gesellschaften der imperialen Metropole vollzog. Sie war stets tief in sie eingeschrieben – wie sie sich auch unauslöschlich in die Kulturen der Kolonisierten eingeschrieben hat.“ (Hall 1997a: 226)

Für Hall besteht der Anspruch postkolonialer Theorie also ausdrücklich darin, sowohl die ehemaligen kolonisierten als auch die kolonisierenden Gesellschaften in den Blick zu nehmen. Andererseits scheint er mit dem Attribut „postkolonial“ doch eher letztere zu bezeichnen. Hall nennt vier distinkte Merkmale, die einen postkolonialen Gesellschaftstyp kennzeichnen: erstens „die Unabhängigkeit von der direkten Kolonialherrschaft“, zweitens „die Herausbildung neuer Nationalstaaten“, drittens „Formen der ökonomischen Entwicklung, die auf dem Zuwachs einheimischen Kapitals und auf der neokolonialen Abhängigkeit von der entwickelten kapitalistischen Welt basieren“, und viertens „eine Politik, die aus der Entwicklung mächtiger einheimischer Eliten erwächst, die mit

den widersprüchlichen Folgen der Unterentwicklung umzugehen haben“ (Hall 1997a: 228).

Hall räumt den Kritikern ein, dass der Begriff zuweilen „sorglos homogenisiert“ und „ausgiebig, bisweilen auch unzutreffend verwendet wird“ (Hall 1997a: 224). Er schließt keine Gesellschaft ausdrücklich von dieser Bezeichnungsmöglichkeit aus, fordert aber „Differenzierungen und Spezifizierungen“: „Australien und Kanada auf der einen und Nigeria, Indien und Jamaika auf der anderen Seite sind sicherlich nicht *auf die gleiche Art* ‚postkolonial‘“. Dies bedeutet jedoch nicht, dass sie *überhaupt nicht* postkolonial sind“ (Hall 1997a: 225; Herv. im Orig.). Eine besondere Spezifik betrifft auch die Staaten Lateinamerikas, deren Unabhängigkeit von den Mutterländern bereits im frühen 19. Jahrhundert erkämpft wurde, und nicht wie in den meisten anderen Fällen nach dem Zweiten Weltkrieg, und in denen die Auflehnung von den Nachfahren der weißen Kolonisatoren selbst ausging. Hall verwendet den Begriff also nicht als Kategorisierungsinstrument. Im Anschluss an Lata Mani und Ruth Frankenberg führt er aus, „dass Postkolonialismus ohnehin kein isoliertes Konzept sei, sondern praktisch ein Konstrukt, das intern differenziert wird durch die Verbindungen, die seine Schnittstellen ihm eröffnen“ (Hall 1997a: 225). Forderungen, bestimmte Gesellschaften, wie die „weißen Siedlerkolonien“ (Australien, Kanada) oder die „kolonisierenden Gesellschaften der Metropole“ (ebd.)¹² von der Bezeichnung auszunehmen, lehnt Hall ebenfalls ab – woraus sich die Frage ergibt, inwiefern sich die oben erwähnten „postkolonialen“ Merkmale etwa auf Großbritannien anwenden ließen. Hall verwendet den Begriff deskriptiv und lehnt ihn als Wertkategorie ausdrücklich ab. Mit Peter Hulme kritisiert er seine Verwendung als „Verdienstabzeichen“ (Hall 1997a: 226).

Die Frage, welche Gesellschaften postkolonial sind und welche nicht, bleibt letztlich offen. Obwohl Hall sie ausführlich diskutiert (Hall 1997a: 224-226), scheint es ihm kein vorrangiges Anliegen zu sein, mit „postkolonial“ einen bestimmten Gesellschaftstyp zu bezeichnen. Die relevanten Kernpunkte des Postkolonialismus für Hall deuten sich im Titel des Aufsatzes, in dem Hall seine Position diesbezüglich entwickelt, möglicherweise eher an: „Wann war der Postkolonialismus?“ – geht es also um die „Vorstellung einer postkolonialen Zeit“ (Hall 1997a: 219)?

12 Metropole steht hier nicht im eigentlichen Sinne für die Groß-, Welt- oder Hauptstadt, sondern für das Herrschaftszentrum.

2.2 Postkoloniale Zeiten und postkoloniale Theorie

Postkoloniale Theorie beginnt mit dem Eintreten der ersten Intellektuellen in den westlichen wissenschaftlichen Diskurs, die aus dem „Rest der Welt“ stammen und ihre Herkunft als bedeutsam in ihre Argumente einweben. Zu nennen sind hier neben Hall selbst beispielsweise Frantz Fanon, Gayatri Chakravorty Spivak, Homi Bhabha und Edward Said. Was bedeutet das „post“ vor dem kolonial? Es verhält sich hiermit ebenso wie bei anderen „Postismen“ – etwa der Postmoderne oder dem Postfeminismus – so, dass die Reduktion auf ein zeitliches „nach“ eine Versimplifizierung des Begriffes bedeutet (vgl. Engelmann 1990: 7). Als solche ist der Ausdruck allerdings weitverbreitet. Hall stellt seinen Gebrauch des Ausdrückes klar: „Post, for me, always refers to the aftermath or after-flow of a particular configuration“ (Hall 2001b: 9).¹³

In Bezug auf die „Postmoderne“ bedeutet dies eine revidierte Neuauflage des ursprünglichen Projektes (der Moderne, für den Feminismus entsprechend) unter Beibehaltung der ursprünglich zentralen Werte (vgl. Engelmann 1990: 8). Für den Postkolonialismus erläutert Hall:

„The post-colonial is not the ending of colonialism but is what happens after the end of the national independence movement. All those contradictions and problems which constituted the dependency of colonial societies are reconvened, partly now within the old colonized societies, but also inside the metropolis, which was previously regarded as standing outside of this process.“(Hall 2001b: 11)

Um keine Missverständnisse entstehen zu lassen, muss natürlich klar gestellt werden, dass der Postkolonialismus nicht – in falschverstandener Analogie zu Postmoderne und -feminismus – als „revidierte Neuauflage des *Projektes Kolonialismus*“ verstanden werden darf. Was in diesem Fall „wiederversammelt“ (*reconvened*) ist, sind nicht positive Werte wie Freiheit und Gerechtigkeit, sondern widersprüchliche Folgen und Probleme.

„Mit scheint es allerdings, daß sich der ‚Postkolonialismus‘ in dieser Hinsicht überhaupt nicht von den anderen ‚Posts‘ unterscheidet. Er kommt nicht nur ‚nach‘ dem Kolonialismus, sondern er geht ‚über ihn hinaus‘, so wie die Postmoderne sich sowohl ‚nach‘ der Moderne entwickelt, als auch ‚über sie hinausgeht‘.“ (Hall 1997a: 237)

13 *Aftermath* ist die zweite Grasernte, die nicht den gleichen Ertrag wie die erste Mahd bringt, aber von besserer Qualität ist. In diesem Zusammenhang bedeutet dies soviel wie Nachlese.

Wenn Hall selbst damit die Analogie zu anderen Postismen sehr weit gehen lässt, so scheint doch ein deutlicher Unterschied darin zu bestehen, dass kaum ein Vertreter des Postkolonialismus dem ursprünglichen Projekt des Kolonialismus etwas Gutes abgewinnen könnte, wie dies etwa Postfeministinnen tun, die ja letztlich die Zielrichtung ihrer Politik nicht verändert haben.

Das spezifisch Neue am Postkolonialismus in zeitlicher Hinsicht ist für Hall die veränderte Periodisierung. Sein entscheidendes chronologisierendes Moment ist, dass er dadurch, dass er sich „nach“ dem Kolonialismus platziert, *diesen* als einschneidenden historischen Moment markiert. Eine aus eurozentrischer Perspektive erzählte Geschichte der Moderne – Hall benennt die liberale Geschichtsschreibung und die historische Soziologie Max Webers (Hall 1997a: 232) – behandelt(e) die Kolonisation eher als einen „bagatellisierten“ (Hall 1997a: 236) Neben- aspekt am Rande, etwa als eine Phase innerhalb des Imperialismus, dessen Hauptmerkmal das Wetteifern der europäischen Mächte *untereinander*, um den „Rest“ der Welt war. Dieses bis heute wirksame Konkurrenzdenken zeigt sich etwa auch in der oben von Wielenga erwähnten Furcht der Niederländer, „auf den Rang von Dänemark abzusinken“. Die Geschichte der Moderne konnte „im wesentlichen im Rahmen der europäischen Parameter erzählt werden“ (Hall 1997a: 232). Der marxistische historiographische Blick war laut Hall ebenfalls „magisch“ (ebd.) auf den Übergang vom Feudalismus zum Kapitalismus gebannt, und damit ebenso auf Entwicklungen innerhalb Europas beschränkt.

Der Postkolonialismus weitet nun rückwirkend den Blickwinkel aus und bezieht „von der ersten Fahrt der Portugiesen über den Indischen Ozean und der Eroberung der Neuen Welt bis hin zur Internationalisierung der Finanzmärkte und des Informationsflusses“ (ebd.) alle Begegnungen mit dem „Rest“ der Welt und die sich daraus ergebenden Synkretisierungseffekte mit ein. Man könnte sagen, der Postkolonialismus erhebe den Kolonialismus zu „epochaler“ Bedeutung, wobei „epochal“ hier wahlgemerkert nicht den Anschein erwecken soll, es handele sich um einen durch benennbare Daten fixierten Zeitraum, nach dessen Ende bestimmte Wirkungen unweigerlich vorbei wären. Hall spricht von einem „maßgeblichen“, nicht jedoch „endgültigen Übergang“ (Hall 1997a: 239). Der Postkolonialismus, bzw. seine Vertreter, sind so betrachtet die Bezeichner der Epoche der Kolonisation:

„In der neuinszenierten Narrative des Postkolonialismus nimmt die Kolonisation den Rang und die Bedeutung eines zentralen, umfassenden, Strukturen sprengenden welthistorischen Ereignisses ein. Als ‚Kolonisation‘ bezeichnet der ‚Postkolonialismus‘ nicht nur die direkte Herrschaft imperialer Mächte

über bestimmte Gebiete der Welt. Ich denke, sie bezeichnet vielmehr den gesamten Prozeß von Expansion, Erforschung, Eroberung, Kolonisation und imperialer Hegemonisierung, der die ‚äußere Gestalt‘, das konstitutive Draußen der europäischen und dann der westlichen kapitalistischen Moderne seit 1492 bildete.“ (Hall 1997a: 231)¹⁴

Man könnte in diesem Zusammenhang den Postkolonialismus als eine „Globalisierung der Geschichtsschreibung“ bezeichnen. Um ein oben genanntes Beispiel wieder aufzugreifen: Die in der traditionellen niederländisch-nationalen Perspektive bestehende Erinnerung, in Niederländisch-Indien, dem heutigen Indonesien „etwas Großes errichtet“ oder vollbracht zu haben, klingt in der postkolonialen, globalen Version, hier in Halls Worten so:

„Die britische Ostindiengesellschaft wurde 1599 gegründet, die holländische 1602. Nach ihrer Unabhängigkeitserklärung von Spanien 1581 wurden die Holländer zu einer der mächtigsten Handelsnationen, *ihr Ostindienhandel legte die Grundlage für die holländische bürgerliche Kultur* (Schama 1977). Von einem Stützpunkt im alten Gewürzreich aus erreichten die Holländer Fidschi, die Ostindischen Inseln, Polynesien, Tasmanien und Neuseeland [...].“ (Hall 1994e: 148; Herv. L.S.)¹⁵

Es handelt sich immer noch um die Geschichte der Moderne, die allerdings aus dieser Perspektive betrachtet ihr Gesicht verändert: Von der Erfolgsstory des Kapitalismus und seiner „organischen“, „friedlichen Evolution hin zu aufgezwungenen Gewaltverhältnissen“ (ebd.).

Einigen Kritikern ist diese Begriffsprägung und Umgewichtung *zu* epochal. Hall zitiert Dirlik mit seinem Vorwurf, der „,Postkolonialismus sei ein Diskurs, der danach trachtet, die Welt nach dem Bilde der Intellektuellen zu schaffen, die sich selbst – vielleicht erst seit kurzem – als postkoloniale Intellektuelle betrachten, [sowie] ein Ausdruck [...] der [ihnen] in jüngster Zeit zugefallenen Macht‘ in den Universitäten der ersten Welt“ (Hall 1997a: 241).

14 Hall verwendet die Ausdrücke *Kolonialismus* und *Kolonisation* offensichtlich nicht mit deutlich zu unterscheidenden Bedeutungen, sondern inkonsistent wechselnd (in der mir vorliegenden deutschen Übersetzung kommt noch *Kolonisierung* hinzu, was es nicht einfacher macht, aber die Uneindeutigkeit scheint schon bei Hall zu liegen).

15 Bei dem Stützpunkt im alten Gewürzreich handelt es sich um die Inselgruppe der Molukken, Hauptanbauprodukte waren Pfeffer und Muskat. Der Archipel liegt mitten in den ostindischen Inseln, gehört also auch dazu (heute zu Indonesien), oben sind mit letzteren wohl die großen Inseln gemeint (Java, Sumatra, Sulawesi und Celebes), auf denen erst später Handelsstützpunkte errichtet wurden. Java wurde das koloniale Zentrum.

An diesem Punkt verschiebt sich die Aufmerksamkeit innerhalb der Auseinandersetzung vom chronologischen Aspekt des Postkolonialismus zum erkenntnistheoretischen. Die Debatte über die Relevanz der individuellen Ethnizität der Intellektuellen für ihre Positionierung im wissenschaftlichen Diskurs wird mit einiger Polemik auf persönlicher Ebene geführt, hier exemplarisch zwischen Hall und Dirlıkkaya – der selbst „(mehr oder weniger) einer der Dritte Welt-Intellektuellen in der Erste Welt-Akademie“ ist (Dirlıkkaya 1998: 524). Dirlıkkaya verwehrt sich gegen seine Einordnung in den „Postkolonialismus“. Er spricht den unter diesem Label verhandelten Problemen und Fragestellungen keineswegs die Relevanz ab, betrachtet aber das Label an sich für unnötig, denn es habe sich bestimmte Ideen und eine von ihm unabhängige Sensibilität für „Belange der Dritten Welt“ erst im nachhinein angeeignet (ebd.). Dirlıkkayas gegenüber dem Postkolonialismus ausgesprochener Vorwurf, die Welt nach dem Bild einer „kleinen Zahl Intellektueller“ quasi neu zu erschaffen, unterstellt Hall (für andere postkoloniale Theoretiker wäre dies zu prüfen) einen meines Erachtens ungerechtfertigten Absolutheitsanspruch. Hall distanziert sich seinerseits, wie an seiner Kritik an Dritten sichtbar wird, von dem „prometheischen Wunsch [...], eine ultimative, theoretisch korrekte Position vorzulegen – dem Wunsch, alle anderen ins theoretische ‚Out‘ zu stellen“ (Hall 1997a: 230). Hall erhebt nicht den Anspruch, mit dem Postkolonialismus *die* Universaltheorie zu schaffen. Möglicherweise führt eine Verwechslung der Bedeutungen der Begriffe „universal“ und „global“ zu diesem Missverständnis. Hall erläutert:

„Global‘ bedeutet hier nicht universal, doch ist es auch nicht nationen- oder gesellschaftsspezifisch zu verstehen. Es bezeichnet die Art und Weise, wie die kreuzweise quer und längs verlaufenden Wechselbeziehungen dessen, was Gilroy als ‚diasporisch‘ (von Zerstreuung und Minderheitenerfahrung geprägt) bezeichnet, den Zentrum-Peripherie-Gegensatz *ergänzen und gleichzeitig ersetzen* und wie das Globale und Lokale einander wechselseitig reorganisieren und umgestalten.“ (Hall 1997a: 227f; Herv. L.S.)

Mit der Setzung der Kolonisation als namensgebenden zentralen Marker für die neuvorgenommene Periodisierung möchte Hall „nicht den universalen und totalisierenden, sondern ihren entorteten und differenzierten Charakter“ hervorheben (Hall 1997a: 232).

Ein solches Denken der Gleichzeitigkeit von widersprüchlichen Bewegungen – wie hier des Ergänzens und Ersetzens – scheint typisch für Halls Vorgehensweise zu sein, droht jedoch manchmal in Diffusität abzugleiten. Diese Gleichzeitigkeit betrifft auch die mögliche Unterscheidung zwischen dem Chronologischen und dem Epistemologischen. Wäh-

rend Kritiker, etwa Ella Shohat oder Arif Dirlik, diese bei Hall (und anderen) als problematische Zweideutigkeit kritisieren, sieht er selbst in der Ambivalenz eher eine produktive Spannung (vgl. Hall 1997a: 220, 238), über deren Akzeptanz oder Ablehnung die Bereitschaft entscheide, sich auf die Denkweise der Dekonstruktion einzulassen:

„Das Problem liegt demnach nicht darin, daß der ‚Postkolonialismus‘ ein konventionelles Paradigma des logisch-deduktiven Typs ist, das irrtümlicherweise das Chronologische mit dem Epistemologischen verwechselt. Dahinter steht vielmehr eine tiefgehende Wahl zwischen Erkenntnistheorien: Zwischen einer rationalen, sukzessiven und einer dekonstruktivistischen Logik.“ (Hall 1997a: 241)

Worin kann der Postkolonialismus als „im Entstehen begriffene Erkenntnistheorie“ (1997a: 240) nun den Kolonialismus „überschreiten“? Ziel postkolonialer Theorie ist es laut Hall, die alte Dichotomie zwischen Kolonisatoren und Kolonisierten zu überwinden, auf Individuen und Kulturen sowie auf geographische Territorien bezogen. Was ist der theoretische, und wichtiger noch, der politische Nutzen davon? Bezeichnungen wie „Kolonisation, Imperialismus, Neokolonialismus, Abhängigkeit, Dritte Welt“ (Hall 1997a: 238), und ebenso „entwickelte Industrienationen“ und „Entwicklungsländer“, „Zentrum und Peripherie“, mit deren Hilfe globale Beziehungen bisher gedacht wurden, schreiben die alte Dichotomie fort und verfestigen sie dadurch. Postkoloniale Theorie ist der Versuch, eine neue Position jenseits der binären Opposition von Herrschenden und Beherrschten zu finden, resultierend aus der Erfahrung, dass das Verharren in der „Opferposition“ (bisher) nicht zu einer Verbesserung der Lage Marginalisierter geführt hat. Dafür ist jene Position zu sehr fremdbestimmt durch die Zuschreibungen der anderen, dominanten Seite. Wohlgemerkt bedeutet „jenseits“ hier nicht ein Außerhalb des Machtgefüges, sondern einen noch nicht näher bestimmhbaren Ort des Widerstandes, sozusagen in versetzter, querstehender Position.

Postkoloniale Theorie wird gerade für diesen Anspruch heftig kritisiert, etwa von Ella Shohat, die ihr vorwirft, sie „verwische die klaren Trennlinien“ und „,zersetze‘ die Politik des Widerstands, weil [sie] die Herrschaftsinstanz nicht eindeutig positioniere und keine klare Opposition einfordert“ (Shohat zitiert nach Hall 1997a: 220). Laut Hall kann aber Widerstand auf diesem Wege nicht (mehr) funktionieren, für ihn ist dies eine nostalgische Forderung (Hall 1997a: 222). Die hegemonialen Großnarrativen der Moderne funktionierten gerade *durch* diese scheinbar klaren Trennlinien zwischen Herrschenden und Beherrschten, also muss ein Ausweg aus diesem Muster gesucht werden. Eine Befreiung seitens

der (ehemals) Kolonialisierten könnte nicht dadurch erreicht werden, sich von den „inkorporierten westlichen Institutionen, Wertesysteme[n] und Wissensformen“ (Wiechens 1999: 272) durch ein zurück zum „genuin“ Eigenen zu entledigen, denn die durch die Kolonisation entstandene Verschränkung ist durch nichts rückgängig zu machen, soviel steht für Hall fest: „[W]as den Wunsch nach einer vorbehaltlosen Rückkehr zu einem reinen und unverfälschten Ursprung angeht, so erwiesen sich die langfristigen historischen Auswirkungen der ‚Transkulturation‘, die für den Kolonialisierungsprozeß charakteristisch waren, meiner Ansicht nach als irreversibel“ (Hall 1997a: 227).

Kritiker werfen der postkolonialen Theoriebildung des Weiteren vor, sie würde sich selbst widersprechen, da sie doch selbst ständig weiter um die *europäische* Moderne und die Ideen der Aufklärung kreise (vgl. Hall 1997a: 229). Dem widerspricht Hall nicht, er weist mit Foucault darauf hin, dass es die Art und Weise der dekonstruktivistischen Kritik mit sich bringe, dass die kritisierten „Kernkonzepte“ durch sie nicht abgeschafft würden und verschwänden, sondern sich ausbreiteten, „jetzt allerdings an einer ‚dezentralisierten‘ Position des Diskurses“ (Hall 1997a: 230). Ihr Vokabular wird weiterverwandt, allerdings jetzt „*under erasure*“, mit einem Bewusstsein der Vorläufigkeit und anzustrebenden Ersetzung (vgl. Hall 1996: 2). Ein „nach“ (im Sinne eines „darüber hinaus“) ist dabei immer schon mitgedacht, „[es] meldet seine Ansprüche angesichts der Tatsache an, dass einige andere, verwandte, bislang allerdings noch in neuen Konfigurationen ‚entstehenden‘ Macht-Wissen-Beziehungen ihre distinktiven und spezifischen Folgen zeitigen“ (Hall 1997a: 239).

In einem Punkt gibt Hall den Kritikern des Postkolonialismus letztlich trotz beidseitiger Polemisierung weitestgehend recht: Diese Theorie vernachlässigte bisher auf gefährliche Weise eine Kapitalismuskritik. Hall scheint dafür zumindest Verständnis zu fordern, wenn er die Gründe darlegt: Zum einen sei die postkoloniale Theorie in einer Zeit entstanden, in der eine bis dahin dominante, teleologische Version des Marxismus aufgegeben wurde, außerdem wurde sie vorrangig von Literaturwissenschaftlern vorangetrieben, „die nur ungern disziplinäre (ja postdisziplinäre) Grenzen in dem Maß durchdringen wollten“ (Hall 1997a: 245). Bei dieser Vernachlässigung handele es sich aber nicht um eine „unüberbrückbare philosophische Kluft“, implizit gehe „die Kategorie ‚Kapitalismus‘“ in die postkoloniale Kritik ein (ebd.).

2.3 „Der Westen“ und „der Rest“

Der Anspruch des Postkolonialismus besteht also laut Hall darin, die „Perspektive des ‚hier‘ und ‚dort‘, ‚damals‘ und ‚heute‘, ‚Inland‘ und ‚Ausland‘“ zu überwinden (Hall 1997a: 227). An dieser Stelle möchte ich die Entstehung und Wirkungsweise dieser Dichotomisierung darstellen, die Hall als „Der Westen und der Rest“ bezeichnet. Ein Verständnis dieses Komplexes ist für die postkolonialistische Analyse von globalen Herrschaftsverhältnissen grundlegend. Hall erläutert dies unter Zuhilfenahme der Arbeiten Edward Saids.

Der bis zu seinem Tod im Jahr 2003 in den USA lehrende Literaturwissenschaftler palästinensischer Herkunft, Edward Said beschreibt in seinem einflussreichen Werk *Orientalism* (1978) die „westlichen Konzeptionen des Orients“ (so der Untertitel). Anhand eines umfangreichen Fundus von Beispielen aus vor allem britischer und französischer Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts untermauert er seine These, dass das Wissen der Europäer über die „Orientalen“ immer in einem unterstützenden Wechselverhältnis zu der westlichen/europäischen Kolonialmacht im Orient steht. Durch diese Einbeziehung des Kulturellen, so Said, werde aus dem Herrschaftsverhältnis ein hegemoniales Verhältnis im Sinne Gramscis¹⁶. Er begrenzt in seinen Beweisführungen den Bezugsrahmen auf den Nahen Osten/Vorderen Orient. Said betrachtet den Orientalismus als einen Diskurs im Sinne Foucaults¹⁷ (vgl. Said 1981: 10), der nicht nur aus der im engeren Sinne wissenschaftlichen Disziplin besteht. Das Ganze dieser diskursiven Formation schildert er wie folgt:

16 Gramsci ersetzt in seinem Konzept die Klassenherrschaft durch die Hegemonie, zu deren Durchsetzung neben der Erzeugung und Erhaltung ökonomischer Abhängigkeiten ebenso wichtig die durch die „national-populäre“ Kultur erreichte Zustimmung der Beherrschten ist. Eine solche Hegemonie ist nun nicht mit einem gezielten Schlag im „Frontalangriff“ umzuwerfen, sie muss gleichzeitig von vielen „Stellungen“ aus und mit Ausdauer herausgefordert werden. Für Hall ist die Berufung auf Gramsci wichtig als Legitimierung für eine linke Politik, die sich auf andere Politikfelder begeben will als das ökonomische. Der Begriff der kulturellen Hegemonie bei G. macht es notwendig, die politische Arena auszuweiten. Das Konzept der Hegemonie als „die Konstruktion eines kollektiven Willens durch die Differenz“ steht konträr zur der aus der Kritischen Theorie der Frankfurter Schule stammenden Idee der Inkorporation im Sinne des „falschen Bewusstseins“. Den Unterdrückten oder Subalternen, wie sie von Gramsci bezeichnet wurden, ist ihre Unterdrückung bewusst (vgl. Hall 1994: 85).

17 Insbesondere dem aus der „Archäologie des Wissens“ (vgl. Said 1981: 10).

„Über den Orientalismus zu sprechen heißt deshalb hauptsächlich, aber nicht ausschließlich, über ein englisches und französisches kulturelles Unternehmen zu sprechen; ein Projekt, dessen Dimensionen solch verschiedene Bereiche umfassen wie die Imagination selbst, das Ganze Indiens und des Morgenlandes, die biblischen Texte und biblischen Länder, den Gewürzhandel, die kolonialen Armeen und eine lange Tradition von kolonialen Verwaltern, ausgezeichnete wissenschaftliche Arbeiten, unzählige orientalische ‚Experten‘ und ‚Hände‘, einen Lehrstuhl der Orientalistik, eine weite Spanne ‚orientalistischer‘ Ideen (zum Beispiel orientalistische Despotie, orientalistischer Glanz, orientalistische Grausamkeit, Sinnlichkeit), viele östliche Sekten, Philosophien und Weisheiten, domestiziert für den lokalen europäischen Gebrauch – die Liste kann endlos verlängert werden.“ (Said 1981: 11)¹⁸

Europäer „wissen“ also schon eine ganze Menge, wenn sie vom Orient sprechen, oder sich dorthin begeben. Die direkte Erfahrung tritt dabei in den Hintergrund, und müsste sich erst mit der *Autorität* dieses orientalistischen Diskurses auseinandersetzen, um relevant zu werden (vgl. Said 1981: 29). Ob und inwiefern eine „Wirklichkeit“ mit diesem Macht-Wissen-Komplex übereinstimmt, ist für die Idee des „orientalistischen“ Orients kaum von Bedeutung:

„Es gab – und gibt – Kulturen und Nationen, die im Osten liegen, und ihr Leben, ihre Geschichte und Sitten haben eine brutale Realität, die offensichtlich größer ist als alles, was über sie im Westen gesagt werden konnte. [...] Aber das Phänomen des Orientalismus, wie ich es hier studiere, betrifft vor allem nicht die Korrespondenz zwischen dem Orientalismus und dem Orient, sondern eine innere Konsistenz des Orientalismus selbst und seiner Ideen über den Orient [...]: trotz oder jenseits aller Übereinstimmung oder des Mangels an Übereinstimmung mit einem ‚realen‘ Orient.“ (Said 1981: 12)

Im orientalistischen Diskurs tauchen „Orientalen“ als Sprecher kaum auf, es wird nur über sie gesprochen, sie sind das „Datenmaterial“ des orientalistischen Diskurses (vgl. Singer 1997: 25). Europäer, die in den Orient kamen, waren, so Said, immer schon in der dominanten Rolle der Wissenden und Sprechenden, da sie die herrschende Position innehatten. Als „Muster relativer Stärke zwischen Ost und West“ zieht Said das Beispiel der Begegnung zweier Menschen, die aus der westlichen bzw. der orientalischen Kultur stammen, heran: Die ägyptische Tänzerin und Prostituierte Kuchuk Hanem und der französische Dichter und Tourist Gustave Flaubert, 27 Jahre alt, begegnen sich. Flaubert ist von Hanems erotischem Tanz und ihren sexuellen Dienstleistungen so begeistert, dass er die Erlebnisse viele Jahre später in seinen Romanen *Salambo* und

18 Angesichts der materiellen Elemente in dieser Aufzählung könnte man von einem Dispositiv im Sinne Foucaults sprechen. Das Konzept des Dispositivs taucht aber noch nicht in der *Archäologie des Wissens* auf.

L'éducation sentimentale verarbeitet. Auf diese Weise prägte der Romancier maßgeblich das westliche Bild der „typischen Orientalin“:

„[S]ie sprach niemals über sich selbst, sie vertrat niemals ihre Gefühle, ihre Präsenz oder ihre Geschichte. Er sprach für sie und vertrat sie. Er war fremd, vergleichsweise reich, männlich, und dies waren die historischen Tatsachen der Herrschaft, die es ihm erlaubten, Kuchuk Hanem nicht nur physisch zu besitzen, sondern auch für sie zu sprechen und seinen Lesern zu sagen, in welcher Hinsicht sie ‚typisch orientalisch‘ war.“ (Said 1981: 13)

Dieses Beispiel Saids für den „Nexus von Wissen und Macht, die den ‚Orientalen‘ schaffen und ihn in einem Sinn als Menschen auslöschen“ (Said 1981: 37), zeigt auf der einen Seite die sich in zwei Individuen niederschlagende Kristallisation von schon vor ihrer Begegnung bestehenden Machtverhältnissen, auf der anderen Seite steht es für die Multiplikation des Erfahrungswissens eines Einzelnen durch die diskursive Ausbreitung.¹⁹

Was bei der literarischen Verarbeitung eines sexuellen „Urlaubsapenteuers“ leicht nachzuvollziehen ist, belegt Said generell für Äußerungen von Europäern über den Orient, die stets in irgendeiner Weise auf das schon bestehende *Archiv* des Orientalismus Bezug nehmen mussten (vgl. Said 1981: 10). Das Gesagte wurde „nicht einfach von empirischer Realität“ geleitet, „sondern von einem Arsenal von Wünschen, Repressionen, Investitionen und Projektionen“ (Said 1981: 15). In dieser Hinsicht unterscheidet Said nicht zwischen heute noch anerkennenswerten (wissenschaftlichen) orientalistischen Werken einerseits, und den Rassentheorien Renans und Gobineaus, sowie pornografischer Literatur andererseits (vgl. ebd.).

Zum einen wird durch den Diskurs des Orientalismus also das Machtverhältnis zwischen West und Ost unterstützt und mitproduziert. Zum anderen erzeugt dieses Sprechen über den Orient als ein exterritoriales Ganzes das notwendige Gegenüber, durch das die Europäer sich ihrer selbst, ihrer *Identität* als westlicher Zivilisation, vergewissern konnten. Said „versucht zu zeigen, daß die europäische Kultur an Stärke und Identität gewann, indem sie sich gegen den Orient als einer Art Surrogat und [...] unterschiedswilligem Ich absetzte“ (Said 1981: 10f). An einem

19 Ein weiteres analoges Beispiel ist etwa der Roman „In 80 Tagen um die Welt“ von Jules Verne. Die indische Witwe, die von den männlichen Helden der Geschichte vor der Verbrennung gerettet wird, reist mit um die halbe Welt bis zurück nach England, und die einzigen Worte, die der Autor diese Figur sprechen lässt, ist ihre Einwilligung, am glücklichen Ende den britischen Gentleman zu heiraten.

weiteren Beispiel soll hier veranschaulicht werden, wie Europäer mit Hilfe der Konstruktion des Orientalen gleichzeitig ihr Bild von sich selbst herstellten. Said zitiert Lord Cromer, den britischen Repräsentant in Ägypten von 1882 bis 1907, der in seinem zweibändigen, 1908 erschienenen Werk *Modern Egypt* schreibt:

„[Die Hauptcharakteristik des orientalischen Geistes ist tatsächlich der] Mangel an Genauigkeit, der leicht in Unwahrheit degeneriert [...]. Der Europäer folgt genau der Vernunft, seine Aussagen über Tatsachen lassen jede Ambiguität vermissen, er ist ein natürlicher Logiker, selbst wenn er dabei keine Logik studiert haben mag. Er ist von Natur aus skeptisch und verlangt einen Beweis, bevor er die Wahrheit einer Aussage akzeptiert, seine geübte Intelligenz arbeitet wie ein Teil eines Mechanismus. Der Geist eines Orientalen ist auf der anderen Seite wie malerische Strassen, ohne jede Symmetrie. Seine Argumentation ist willkürliche Beschreibung. Obwohl die alten Araber sich damals einen irgendwie höheren Grad der Wissenschaft der Dialektik angeeignet hatten, scheitern ihre Nachfahren einzigartig im Logischen. Sie sind oft unfähig, die offensichtlichsten Schlüsse aus irgendwelchen einfachen Voraussetzungen zu ziehen, die sie als wahr erkennen mögen. Man versuche, eine einfache faktische Schilderung von irgendeinem gewöhnlichen Araber zu bekommen. Seine Erklärung wird im allgemeinen umfangreich und unklar sein. Er wird sich wahrscheinlich selbst ein halbes Dutzend mal widersprechen, bevor er seine Geschichte beendet. Er wird oft bei dem kleinsten Kreuzverhör aufgeben.“ (zitiert nach Said 1981: 48; Herv. L.S.)

Cromer beendet diese Überlegungen mit dem *nicht „jede Ambiguität vermissen“ lassenden* (s.o.) „Fazit“, „daß der Orientale auf die eine oder andere Weise im allgemeinen genau entgegengesetzt zum Europäer handelt, spricht und denkt“ (ebd.; Herv. L.S.). Die Gegensätzlichkeit ergibt sich hier nicht aus dem Inhalt der Beschreibung, sondern ist das schon vorher gedachte Prinzip der Darstellung, sie liegt schon in der „Natur“ der Europäer und Araber. Die Anerkennung arabischer Wissenschaft („irgendwie“) wirft Cromer jedoch beinahe aus seiner „logischen“ Bahn.

Said liefert mit der Studie *Orientalism* ein Plädoyer für die Einmischung von Literatur- und Kulturwissenschaftlern in die Analyse von Machtverhältnissen. Er lehnt es ab, Kultur und Politik als getrennte Bereiche zu betrachten. „Gesellschaft und literarische Kultur [können] nur zusammen verstanden und studiert werden [...]“ (Said 1981: 38). Durch diese Haltung wird er zu einem Initiator der postkolonialen Theorie. Hall greift Saids Darstellung des westlichen Diskurses auf. Was Hall in Anlehnung an Foucault als *Wahrheitsregime* bezeichnet, weitet er nun aus: Das Andere, von dem sich der Westen immer abhebt, umfasst nun den gesamten Rest der Welt. In Westen vs. Rest sieht er eine grundlegende Dichotomisierung einer imaginären Weltkarte. Wenn auch bei Said das ideelle Konstrukt schon bedeutender war als eine mögliche geographi-

sche Verortung (kolonialisierender/kolonisierter Länder), so ist dieser Bezug bei Hall kaum mehr zu fassen: „Westlich“ ist hier zu einem Synonym für „modern“ geworden.

2.4 Der, die, das Andere sein

Diese dichotome Aufteilung der Welt in zwei so ungleiche Teile, von denen der eine die Macht hat, den anderen in seiner Position zu objektivieren, trägt Implikationen für die Marginalisierten. In der Situation, in der Hierarchisierung entlang verschiedener Differenzlinien eine lange Tradition hat, und allen Beteiligten, auch den Benachteiligten als Normalität erscheint und nicht hinterfragt wird, müssen sich die Subalternen mit ihrer Situation arrangieren. Sie übernehmen die Werte und die Perspektive des hegemonialen Anderen und nehmen sich selbst gleichzeitig als das Andere wahr, als das, was vom Normalen, oder „Idealfall“ abweicht, als die Ausnahme von der Regel – eine gewissermaßen schizophrene Situation. Dies geschieht, wie gesagt, in dem Sinne unhinterfragt, als es als gegebene Realität akzeptiert wird. Dass dies erst das Ergebnis eines Prozesses der Hegemoniegewinnung und als solches kontingent ist, wird nicht gesehen.

Für die Geschlechterdifferenz war es Simone de Beauvoir, die auf die Frau als *Das andere Geschlecht* aufmerksam machte. Für die Frage der Rasse steht an dieser Stelle Frantz Fanons *Schwarze Haut Weiße Masken* (vgl. Kastner 2000 o.S.). Fanon stammt aus Martinique, studierte in Frankreich Medizin und arbeitete als Psychiater in Algerien während des Unabhängigkeitskrieges. In seinem Buch *Die Verdammten dieser Erde* beschreibt er anhand zahlreicher Fallbeispiele seiner Patienten (sowohl algerischer wie französischer Herkunft) die psychischen Traumata, die sich aus der Nichtanerkennung der Kolonisierten als gleichwertige Menschen durch die Kolonisatoren ergeben, und wie Menschen psychisch an ihrer Objektivierung und der Nichtanerkennung ihrer Identität zerbrechen (vgl. Hall 1995: 8). Fanon diagnostiziert bei seinen Patienten in Algerien häufig die zur kulturell-sozialen Entfremdung führende koloniale Situation als die letztlich zugrundeliegende Ursache ihrer psychischen Erkrankungen (vgl. Wolter 2001: 28). In seinem ersten Buch *Peau Noire, Masques Blancs* von 1952, welches von Hall häufig zitiert wird, setzt er sich mit der Rassifizierung der Schwarzen auseinander und beschreibt ihre Entfremdung als *epidermalisation*, was soviel bedeutet wie die „Einschreibung der Rasse in die Haut“ (Hall zitiert nach Wolter 2001: 33). Unter Berufung auf u.a. Lacans Spiegelungstheorem und Sartres Herleitung der Selbstobjektivierung durch den Blick des Anderen in

Das Sein und das Nichts entwickelt Fanon seine „Psychoanalyse der kolonialen Situation“ (Wolter 2001: 36). Lacans Spiegelungstheorem besagt, dass in der psychischen Entwicklung des Kleinkindes ein Ich-Bewusstsein dann eintritt, wenn das Kind sich zum ersten Mal in einem Spiegel sieht und das Bild im Spiegel als sein Abbild erkennt. Entscheidend dabei ist, dass dieser Erkenntnis stets der Irrtum vorausgeht, einen anderen Menschen zu erblicken, und deshalb das Ich-Bewusstsein immer über ihm vorausgehende Entfremdung entsteht. So erweist sich die „Einheit des Ich [als] illusorisch und das Subjekt somit von Anfang an [als] ein unabänderlich Dezentriertes“ (Wolter 2001: 36). Laut Fanon nimmt ein Schwarzer sich selbst und andere Schwarze immer vermittelt über den Blick des Weißen wahr – durch die „weiße Maske“ hindurch. Auf diese Weise sieht er von sich nur ein entfremdetes „Zerrbild“ (Wolter 2001: 35) und verkennt seine ‚wahre‘ Identität. Es „besteht kein Zweifel [...] daran, daß der wahre Andere des Weißen der Schwarze ist und bleibt. Und umgekehrt“ (Fanon zitiert nach Wolter 2001: 37).

Ich möchte hier als Beispiel für die Selbstwahrnehmung als Anderer(r/s) einige Episoden wiedergeben, die Hall über seine Herkunfts-familie in Jamaika erzählt. Er klassifiziert seine Familie als zur unteren Mittelschicht gehörend: „[...] a lower-middle-class family that was trying to be a middle-class Jamaican family trying to be an upper-middle-class Jamaican family trying to be an English Victorian family [...]“ (Hall 1997d: 135). Fanon analysiert ähnliche Verhältnisse für die Antillen, ebenfalls unter Bezugnahme auf seine eigene Biografie. Bei ihm drückt sich das Identifikationsbedürfnis und Assimilationsstreben vorrangig in der Sprache aus. Angehörige der farbigen Mittelschicht hielten ihre Kinder dazu an, korrektes Französisch zu sprechen und das Kreolische „zu verachten“ (Wolter 2001: 31). Hall beschreibt vorrangig die Hautfarbe als den ausschlaggebenden Marker für die soziale Position in der kolonialen Gesellschaft Jamaikas. Das soziale Differenzierungssystem sei dort ungleich komplexer als das der „normalen Klassenschichtung“, die Taxierung des sozialen Status eines Menschen erfolge anhand „praktischer Semiotik“, bei der Zeichen wie Haarbeschaffenheit und Farbe, familiäre Herkunft, Wohnort, Physiognomie und eben der Helligkeitsgrad der Haut zu einander in Beziehung gesetzt und gegeneinander abgewogen würden (vgl. Hall 1994b: 79). Auf diese Weise ist die ganze Gesellschaft mit einer gewissen offenliegenden Selbstverständlichkeit rassistisch durchstrukturiert und hierarchisiert. Die Differenzen konnten sich insbesondere in der Mittelschicht bis in die Familien hineinziehen, da diese, wie Hall beschreibt, häufig aus Verbindungen zwischen afrikanischen Sklavinnen und europäischen Sklavenhaltern hervorgegangen

waren (vgl. Hall 2000g: 9). Obwohl Hall die Herkunftsfamilien beider Elternteile ebenfalls der Mittelschicht zuordnet, gab es zwischen beiden bedeutsame Unterschiede, die zu Konflikten innerhalb der Familie führten.

Sein Vater kam aus einer „ethnisch sehr gemischten“, „farbigen“ Familie vom Lande, die Familie seiner Mutter hingegen war von „sehr viel hellerer Hautfarbe“, besaß eigenen Grundbesitz und die Söhne hatten in England studiert (vgl. Hall 1993: 97). Sie „orientierte sich auf England und die Plantage“ (Hall 2000g: 8). Hall beschreibt die Konflikte innerhalb seiner Familie als mikrosoziale Entsprechung des Widerspruches „zwischen dem lokalen und dem kolonialen, imperialisierten Kontext“ (Hall 2000g: 8). Besonders deutlich wird der familiär ausgetragene koloniale Konflikt am Schicksal der Schwester. Die Eltern missbilligten ihre Partnerwahl aufgrund der „Minderwertigkeit“ des Mannes, eines Medizinstudenten wegen seiner dunkleren Hautfarbe, und verhinderten die Beziehung (vgl. Rojek 2003: 56). Die Schwester erlitt daraufhin einen Nervenzusammenbruch und erhielt eine Elektroschockbehandlung als „Therapie“, von der sie sich nicht erholte. Sie blieb unverheiratet im Haus der Eltern und pflegte diese und einen weiteren Bruder bis zum Tode (vgl. Hall 2000g: 13). „Das war das Drama meiner Familie: Sie konnten nicht zu den Weißen gehören und sie wollten nicht zu den Schwarzen gehören“ (Hall/Appiah/Ramdas 1993: 108; aus dem Niederl. übers. L.S.).²⁰ Insbesondere von Halls Mutter geht eine starke Ambition zur Assimilation aus. Sie legt großen Wert auf ihre europäische Abstammung, und es ist diese Seite der hybriden Geschichte ihrer Herkunft, die sie hervorhebt, während sie andere Kapitel verschweigt:

„My mother used to tell me that if she could only get hold of the right records, she would be able to stitch together a kind of genealogy for her household – not one that led to the West Coast of Africa, believe me, but a genealogy which would connect her, she wasn't quite sure, to the ruling house of the

20 Die Orientierung der unteren Mittelschicht an Lebensstil und Wertmaßstäben der in der Hierarchie des sozialen Feldes über ihnen angeordneten Schichten, und der Versuch, diese im Rahmen der Möglichkeiten des zur Verfügung stehenden ökonomischen und kulturellen Kapitals zu imitieren, ist auch in ethnisch homogeneren Gesellschaften zu beobachten. Bourdieu beschreibt, wie diese Bemühungen aus Sicht der Oberschichten spießig und lächerlich erscheinen, die „Kleinbürger“ sind gerade an ihren angestrengten Bemühungen zu erkennen (vgl. Bourdieu 1997: 500ff). Die in der kolonialen Gesellschaft ineinander verschränkten Faktoren der Klasse und der Rasse verstärken die Hierarchie und lassen das Bestreben als hoffnungslos erscheinen.

Austro-Hungarian empire or the lairds of Scotland, one way or the other.“ (Hall 1995: 8)

Stuart Hall war der Dunkelhäutigste in seiner Familie.²¹ Er beschreibt seine Position als Kind innerhalb der Familie als die eines Außenseiters (Hall 2000g: 10).

„Die erste Geschichte, die mir als Kind erzählt wurde, war, dass meine Schwester, die mich nach der Geburt zum ersten Mal in der Wiege sah, rief: ‚Oh Himmel, es ist ein Kulibaby!‘ Sie sagte nicht mal schwarz oder farbig, sondern Kuli, weil die Inder, die so genannt wurden, sehr niedrig auf der sozialen Leiter standen. In einer ehemaligen Sklavengesellschaft wie Jamaika wird der Hautfarbe besonders viel Bedeutung beigemessen: Jede Schattierung von schwarz über braun nach weiß korrespondiert mit einer bestimmten sozialen Position. Manche Freunde durfte ich mit nach Hause bringen, andere waren weniger willkommen, wieder andere waren es überhaupt nicht. Immer aufgrund der Hautfarbe.“ (Hall/Appiah/Ramdas 1993: 105; aus dem Niederl. übers. L.S.)

Wie weit die Identifikation mit den weißen Briten reicht, wird ganz besonders aus einem Kommentar seiner Mutter deutlich, von dem Hall häufig erzählt (vgl. Hall/Appiah/Ramdas 1993: 102; Hall 1997d: 135; 1994b: 80; 1997c: 294). Ihr eigener Sohn gehörte zu den ersten, wenigen und privilegierten farbigen Studenten – in Oxford seien sie etwa zehn gewesen (vgl. Hall/Appiah/Ramdas 1993: 106). Die Zahl der postkolonialen Einwanderer wuchs erst später im Laufe der 50er Jahre an, und die ablehnende Haltung der weißen britischen Gesellschaft erfuhren vor allem die Eingewanderten aus den unteren sozialen Schichten, die vornehmlich nach London kamen, dort auf den Strassen beschimpft und angefeindet wurden und denen Wohnraum vorenthalten wurde. Der Diskurs der „Einwanderer als Problem“ wurde auch nach Jamaika transportiert und lässt Halls Mutter die Sorge äußern, man könne ihren Sohn „dort drüben“ für „einen dieser Einwanderer“ halten, die sie „hoffentlich gleich wieder den Landungssteg herunterfegen“ würden – „she said in that classic Jamaican middle-class way“ (Hall 1997d: 135). Die Mutter sagt dies, um ihren Sohn und gleichzeitig sich selbst von den Angehörigen der Unterschicht zu distanzieren. Wenn Hall die Episode jedoch im britischen Kontext wiedererzählt, tut er dies, um zu verdeutlichen, dass sie sich damit nicht vom weißen hegemonialen Diskurs im heutigen Großbritannien unterscheidet. Sie nimmt die Position eines weißen Rassismus ein, der die britische Insel „rein halten“ möchte. Im Kontext der

21 Er nennt afrikanische, schottische, ost-indische und portugiesisch-jüdische Vorfahren (vgl. Hall 1995: 6).

Betrachtung rassistischer Differenzlinien spricht die schwarze Frau von der Position des weißen „Anderen“ und objektiviert sich selbst.

Rojek weist darauf hin, dass diese biographische Erzählung Halls aus der britischen Perspektive einleuchtend erscheine, im jamaikanischen Kontext der 50er Jahre jedoch eine „verwirrende Botschaft“ böte. Während durch den scharfen Rassengegensatz Großbritanniens Halls Selbstbezeichnung als „schwarz“ eindeutig erscheint, übergehe Hall retrospektiv zu leicht die Tatsache, in Jamaika zu einer privilegierteren Schicht gehört zu haben. Halls Vater war Angestellter der *United Fruit Company* und er selbst Schüler am angesehensten Internat des ganzen Landes, am *Jamaica College* in Kingston. Auf diese Weise sei Hall in die Herrschaftsverhältnisse der „brown man domination and capitalist exploitation“ eingebunden gewesen (vgl. Rojek 2003: 56f).

Zur Illustration für Fanons Blick des Anderen soll dennoch insbesondere die letzte Episode über die Mutter Halls dienen, die, quasi durch eine weiße Maske blickend ihr soziales Umfeld normiert und dunkle Haut als nicht erwünschte Abweichung wahrnimmt. Abschließend zu diesem ersten Kapitel lässt sich festhalten, dass in der globalen Geschichte keine „universellen Subjekte“ vorkommen, sehr wohl aber hegemoniale Subjektpositionen einerseits, von denen aus gesehen, gesprochen und „die Wahrheit gewusst“ wird, und andererseits subalterne Positionen, deren eigener Blick nur über den hegemonialen vermittelt sieht und deren Sprache sich des dominanten Wissens- und Wortschatzes bedienen muss, wenn sie denn überhaupt zu Wort kommt.

